Exportkaufmann

Autor(en): **Müller, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **St. Galler Schreibmappe**

Band (Jahr): **27 (1924)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-947962

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

EXPORTKAUFMANN.

Novelle von Dr. *Max Müller* (Paris).

Zwischen der Rue d'Hauteville und der Gare de l'Est liegt ein Geschäftsquartier eingeschlossen, das man im Volksmunde das „Exportviertel" nennt. Es mutet mit seinen grauen Häuserblöcken nicht freundlich an, in seinen gepflasterten Straßen führen Automobile und Fuhrwerke einen ständigen Krieg, Telephongeklingel und Gepfeife erfüllt die Luft, man fühlt die Nähe der Bahnhöfe. An den Eingängen türmen sich die Firmaschilder meterhoch übereinander und den Balkonen entlang laufen goldene Lettern. „Exporthaus für Quincaillerie, für Maroquinerie, für Seidenstoffe, für Spielwaren, für Roben, für Parfums" liest man da in unaufhörlicher Folge. Die Engros-Geschäfte wechseln mit Export- und Importbanken, mit überseeischen Agenturen, mit Transportgesellschaften, deren Bestimmungshäfen Le Havre, Hamburg, New York, Buenos-Aires wie eine Bise Meerluft verbreiten. Dann wieder blickt man in die handwerkliche Butik eines Kistenschreiners, wo aus Leibeskräften gehämmert wird oder man hört um das Zinkbüfett eines „Bar" die Camioneure im Fuhrmannsjargon fluchen. Eine große Zahl der Firmennamen hat ausländischen Klang, durch die französische Schreibweise errät man den jüdischen, den deutschen oder den schweizerischen Ursprung.

*

Antoine Stoucki, wie er seinen Namen der korrekten Aussprache wegen französisiert hatte, war der verantwortliche Leiter der Exportabteilung des großen Hauses Piccard-Frères. Er empfing die Kunden aus Amerika und Spanien und soweit sie aus deutschsprechenden Ländern kamen. Seine ausgezeichnete Warenkenntnis und sein geschäftlicher Blick machten ihn zum unentbehrlichen Mitarbeiter der Firma, die bei ihrem alten Renommée den largen, kühn unternehmenden Grundsätzen eines modernen Kaufhauses nicht immer so zugänglich gewesen war. Stoucki galt als ein unermüdlicher Arbeiter, den Interessen des Geschäftes ergeben wie kein Zweiter, dem Personal gegenüber ein strenger, aber gerechter Chef.

Letzteres hatte sich wohl zu Beginn an seinem etwas einsilbigen, in beruflichen Dingen keinen Spaß verstehenden Wesen gestoßen und ihm den Spitznamen „Fritz" beigelegt, was vor dem Kriege ein joviales Kennwort für einen Berufsgenossen deutscher Zunge bildete. Mit seinen Erfolgen war jedoch rasch sein Ansehen in dem französischen Milieu gewachsen, und als ihm vollends die Regierung für seine statistischen Vorarbeiten beim Abschluß eines Handelsvertrages mit einer südamerikanischen Republik das Bändchen der Ehrenlegion verlieh, betrachtete ihn niemand mehr als einen Fremden. Und doch verleugnete Stoucki den Schweizer keinen Augenblick, er sprach ein korrektes, langsames Französisch, aus dem die Tonfarbe seines heimatlichen Bernerdialektes nie ganz verschwinden wollte. Die Geste hatte wie die Sprache etwas Nüchternes, er machte keine unnützen Komplimente und Phrasen, sondern war in allem, was er sagte, überlegt und bestimmt. Er bekundete gegen Leute, die ihr Wort nicht hielten, eine angeborene Abneigung. Höflich ist er nicht, der Schweizer, pflegten die Kunden zu sagen, *mais il est franc.*

Er war eben damit beschäftigt, das Hauptbuch einzusehen und die Möglichkeiten zu erwägen, um sich für einen außenstehenden überseeischen Posten rechtzeitig zu decken. Ein Verlust der Firma, mochte er auch unbedeutend sein, verfolgte ihn in seiner Gewissenhaftigkeit wie ein Schatten. In diesem Augenblick ging die Türe auf, ein helles Lachen ertönte, und ehe er sich's versah, hatten sich zwei weiße Arme um seinen Hals gelegt und auf seiner Stirn brannte ein Kuß. „Bonjour, ami!" sagte die liebliche Stimme, und seine eben noch so ernsten Züge verwandelten sich in ein beglücktes Lächeln.

„Wie hübsch von dir, mich in meinem Bureau zu überraschen. Die Galeries Lafayette haben für mein Frauchen weniger Anziehungskraft gehabt als die Gesellschaft ihres in Geschäften steckenden Gatten? Das verdient einen Lohn, komm her, meine kleine Biche! Siehst du, wenn ich dich in die Arme schließe, glaube ich die Freude zu küssen! Ich liebe dich wie man einen Sonnentag liebt!"

„Ist es wahr, daß ich dir gefalle?" rief die junge Frau enthusiastisch aus, „oh, wie fühle ich mich glücklich! Mein einziger Gedanke, meine einzige Sorge bist ja nur du!"

Und auf die aufgeschlagenen Bücher blickend, die eben noch seine Stirn in Falten gelegt hatten, fuhr sie mit weiblicher Anteilnahme fort: „Du mußt mir sagen, was dich bedrückt, bin ich nicht deine Frau — deine Kameradin! Les bons ménages, ce sont les bons camarades!"

Aber Antoine wehrte lachend ab: „Wie könnten Sorgen da verweilen, wo du ins Zimmer trittst! Ich halte es mit dem Präsidenten Harding: Mein höchstes Glück ist das Lächeln meiner Gattin! Wie schlecht stünde ein grießgrämiges Gesicht zu deinem verführerischen Augenpaar!" „Nun höre aber auf mit den Komplimenten, sonst glaube ich am Ende, du machst dich über mich lustig. Weißt du, daß wir schon ein alter Ehestand sind, nächsten Monat werden es sieben Jahre, daß wir uns kennen gelernt!"

Bei diesen Worten zog die Französin einen zierlichen Taschenspiegel aus dem perlengestickten Beutel und fuhr sich mit der Puderquaste leicht über die Wangen. „Wie gefällt dir mein neuer Mantel, er ist praktisch und die Damen im Metro musterten ihn aufmerksam, sodaß er mir nicht schlecht stehen muß?"

„Auch die Herren?" fragte Antoine neckisch. „Das ist mir schön egal," erwiederte seine Gattin mit Achselzucken, „du weißt, wie ich die Frechlinge auf dem Striche habe! Das ist aalglatt wie die Lüge, puh!" Und der bloße Gedanke an eine frivole Gesellschaft, die sie aus ihrem unverdorbenen frauenhaften Wesen haßte, ließ sie beseeligt ihrem Gatten ins Auge blicken: „Dir kann ich vertrauen, du bist nicht wie die andern, ich liebe deinen ernsten, loyalen Charakter und ich verehre über dich hinweg das Land, das dich so gemacht hat."

„Du willst, daß ich dir sage, wie sehr ich dein Frankreich liebgewonnen habe, Patriotin, die du bist. So lange ich nur Paris und die Pariser kannte, wußte ich nicht, welcher Reichtum von Gefühlsechtheit, Aufrichtigkeit, Generosität deinem Volke eigen ist. Eure Verstandesart belächelt unsere germanische Sentimentalität! Ihr wollt allen Dingen auf den Grund gehen und klar sehen, auch in den Gefühlen! Aber wenn ihr euch einmal gegeben habt, dann seid ihr der größten Herzenstaten fähig! Gibt es eine verführerischere Frau als die Französin mit ihrer angeborenen Grazie, ihrer frauenhaften Sensibilität, ihrem feinen Verstehen? Und wenn sie dazu das sieghafte Temperament meiner Sylvia besitzt, da muß ein Mann unterliegen!"

„Bin ich nicht als Chambérienne deine Nachbarin, als Savoyerin auch ein wenig Schweizerin?" „Ja, ja, Madame de Warens, die im Landhause von Charmettes Jean-Jacques zur Liebe erzog, sodaß er später sprechen konnte: Ohne sie wäre ich durchs Leben gegangen, ohne je wahre Frauenliebe gekannt zu haben!"

„Willst du schweigen, du Schlimmer! Diese Dinge sagen sich viel schöner draußen auf einem romantischen Spazierwege auf der Höhe von St-Cloud, am Waldsee von Ville d'Avray, „quand nous irons tous les deux nous perdre au Bois de Meudon ou de Sèvres." Und dabei trällerte sie mit Kopfstimme die berühmte Kadenz aus der Oper Massenets.

„Ich bin gekommen, um dich abzuholen, mein Liebster. Du hast genug gearbeitet, und draußen ist ein wundervoller Herbsttag. Wir wollen uns berauschen an Luft und Sonne, dem Dunste der Großstadt entfliehen. Hast du mich nicht den Reiz des Wanderns durch die freie Natur gelehrt, wo die Alltagssorgen von einem abfallen und der Kopf so klar wird und die Sinne so frisch! Wenn ich daran denke, was ich für eine bequeme Person war: jede Steigung, jeder steinige Feldweg schreckte mich ab, ich konnte mir eine Landpartie nicht anders als im Auto bei fünfzig Kilometer Geschwindigkeit denken! Darum waren meine Nerven auch immer mit Elektrizität geladen, während ich heute in unserer einfachen Lebensweise ohne allen überflüssigen Komfort mich jung wie nie fühle!"

Antoine freute sich über den Erfolg seiner schweizerischen Erziehungsmethoden. Er faßte sein Weibchen verliebt beim Arm und die Beiden schritten aufgeräumt wie zwei Schüler, die in

die Ferien gehen, über den Hof, sodaß ihnen die Conciergefrau zustimmend nachblickte und zu ihrer Nachbarin meinte: „Voilà un ménage modèle!“ Sie kamen durch die Rue de Paradis, wo sich Sylvia über die zierlichen Kopenhagener Porzellanfiguren und die kunstvollen Vasen von Gallet beugte, während Antoine mechanisch die Firmenschilder las. Auf einer Reklametafel stand geschrieben: „Ornements de pierreries pour Haute couture et Théâtre“. Sein Blick blieb etwas länger haften und seine eben noch so heitern Gesichtszüge verdunkelten sich.

„Hast du nicht als junger Kaufmann in dieser Straße gewohnt?“ fragte Sylvia. „Nicht unweit von hier, in der Rue d'Hauteville, die man zu unserer Zeit die Schweizerstraße nannte. „Wie schade, daß ich dich damals nicht gekannt habe,“ rief seine Gattin bedauernd aus. „Wie wären wir damals schon glücklich gewesen!“

Antoine antwortete nicht, Bilder stiegen vor seiner Seele auf.

*

Anton Stucki stammte aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie, die ihr Geschäftshaus bereits in der dritten Generation fortführte. Sein Onkel — der Vater war früh gestorben — hatte ihn nach Absolvierung der Handelsschule ins Ausland geschickt, damit er der Familientradition gemäß einige Jahre als Volontaire in Paris, London und New York verbringe, um sich in Sprache und Beruf auszubilden. Es war dabei Bedingung gewesen, daß der junge Mann sich gewissenhaft an das aufgestellte Programm halte, welches nicht nur die Verwendung der Zeit, sondern auch den Termin seiner Rückkehr und seine Verheiratung mit der Tochter eines einflußreichen Geschäftsfreundes vorsah. Eine allzu strenge Vorzeichnung einer Lebensbahn durch Dritte führt häufig zu Enttäuschungen, denn es steht geschrieben, daß der Mensch nicht die Vorsehung spielen soll. Jeder trägt in sich seinen Charakter, seine Ideen, seine Chance. Auch hier begünstigte der wohlgemeinte Ratschlag jene Verquickung von Umständen, die den Lebensplan des jungen Mannes zum Scheitern brachten und aus dem erhofften Nachfolger einen Exilierten im fremden Lande machten.

Mit Empfehlungen an schweizerische Geschäftsfreunde reichlich ausgerüstet, fand der junge Kaufmann jede Hilfe und jeden Anschluß, den er in der Weltstadt wünschen konnte. In den Abendkursen des Helvetischen Instituts war ihm Gelegenheit geboten, in methodischer Weise seine Kenntnisse zu erweitern, im Vereinsleben konnte er musikalische und gesellschaftliche Anregung finden. Aber was ihm den Aufenthalt im Auslande so verlockend hatte erscheinen lassen, das war gerade das Eindringen in eine fremde Wesensart und der Wechsel des gewohnten Milieus. Er dürstete wie alle jungen Leute nach Freiheit; um einen guten Teil dieser Freiheit fühlte er sich betrogen, wenn er die Schulbank zu Hause, der er eben erst entronnen war, mit der Schulbank in der Schweizerkolonie, die Autorität des Elternhauses mit der Kontrolle der ehrwürdigen Herren, die an der Spitze der Vereine standen, vertauschte. Um sich zu dirigieren, wollte er um sich blicken, auf eigenen Füßen stehen, in den Büchern der Romanschriftsteller das Leben verstehen lernen. Du darfst dich in vernünftigem Maße amüsieren, hatten ihm die Freunde seiner Familie beim Abschied verständnisvoll zugezwinkert, aber hüte dich vor den „Liaisons dangereuses!“ Ein Gimpel ist bald gefangen! Und dann Ade, Freiheit und Jugend!

Anton schrieb sich das hinters Ohr, und so oft man ihm in bürgerlichem Kreise eine hübsche Tochter vorstellte, wußte er, wieviel es geschlagen hatte, und setzte den Fuß nicht mehr ins Haus. Einem Arbeitermädchen, die leichter zugänglich waren, betrügerische Hoffnungen zu machen, wie die französischen Bourgeoissöhne taten, ging gegen seine ehrliche, gleich nach allen Konsequenzen fragende Natur. Wohl überraschte er sich manchmal, wie er nach Feierabend im Strom der heimkehrenden Midinettes einem hübschen Dinge ein Stück Weges folgte und, wenn er besonders mutig aufgelegt war, auch ein paar Worte mit ihr tauschte, aber weiter ging er nicht. In seiner Empfindsamkeit fühlte er, daß auch in der Aermsten und Bescheidensten ein Mädchentraum lebte, den er nicht zerstören wollte. Er war kein Herzensbrecher.

Da nun aber die Liebe eine Klippe ist, die jeder junge Mann auf seiner Lebensfahrt aus dem elterlichen Hafen antrifft, so entrann auch Anton Stucki ihr auf die Dauer nicht. Nur gab er ihr unter der Führung lustiger Freunde eine andere Richtung, wobei zum Vergnügen wurde, was Herzensbedürfnis gewesen war, zur Befriedigung männlichen Egoismus, was einem idealen Traum seiner zwanzig Jahre entsprang. Er suchte die Vergnügungsstätten und Bälle auf, lernte Frauen kennen, die unfähig sind, sich an einen Mann zu fesseln, und der Theorie eines weiblichen Don-Juanismus huldigen. Ihre oberflächliche Natur ohne jede Eigenart und Gefühlstiefe braucht die Abwechslung; sie glänzen, solange sie ihren Kapricen gehorchen können und gleichen den törichten Jungfrauen, die ihr Licht verschwendet haben, wenn der Erwählte kommt. In diesem Kreise war Anton seiner Freiheit versichert, denn es ist eine Regel, daß der Mann einem weiblichen Wesen, das mit den Vorurteilen gebrochen hat, die die Kette aber auch der Schutz der Frau sind, weder Achtung noch Rücksicht zu schulden glaubt. Welcher gesellschaftlichen Klasse sie auch angehören möge, sie ist in seinen Augen ein bloßes Objekt seiner Launen und seiner Eitelkeit geworden. Antons erste Eroberung war ein Mannequin aus einem Robengeschäft der Champs Elysées, das er am Sonntag in exzentrischen Toiletten auf die Rennwiese begleiten durfte. Es schmeichelte anfänglich seine Eitelkeit, um einer schönen Freundin willen angestaunt und beneidet zu werden; sie mußte ihn für die Erniedrigung entschädigen, die er wegen ihres geringen Bildungsgrades und der noch geringeren Moral erduldete. Sie hatte eine impertinente Art, all die Freunde aufzuzählen, die ihr den Hof gemacht oder die Heirat angetragen hatten und die alle viel reicher und mondäner gewesen waren als er, der unscheinbare Schweizer. Wenn ihm auch manchmal Zweifel aufstiegen, wie sie ihre starken Geldbedürfnisse ohne sein Zutun deckte, so blieb doch seine Naivetät weit davon entfernt, all die Mittel zu ahnen, die ihr gut waren. Die Evidenz des Betrogenseins erst machte ihn um eine großstädtische Erfahrung reicher und der Bruch kam gerade noch rechtzeitig, um ihn von der Unterschreibung eines Wechsels, der die bedenklichsten Folgen für ihn hätte haben können, zu bewahren.

Anton wollte es sich zur Lehre dienen lassen und seine Abenteuer in der Halbwelt bei diesem einen bewenden lassen. Aber die Versuchungen einer Großstadt sind mannigfach und die Neugierde eines jugendlichen Weltstürmers ist groß. An einem Opernballe lernte er eine kleine Schauspielerin kennen, deren Namen auf der Affiche eines Vorstadttheaters prangte. Die Berührung mit den Kulissen übt immer einen Zauber auf die Phantasie der Männer aus, obwohl es sich bei der Liebe einer Komödiantin meist um dieselbe grobe Illusion handelt, deren sich der Theaterregisseur bei der Aufstellung seiner Dekorstücke bedient! Vollends an einer großstädtischen Bühne vierten Ranges, wo der Kampf um die Existenz den Schauspielern die schlimmsten Kompromisse auferlegt und die Kunst nur als trübe Flamme flackert, riskierte der Anbeter der naiven Liebhaberin unangenehme Ueberraschungen. Nicht daß ihn die kleine Hexe finanziell ausgebeutet hätte — sie schien im Gegenteil an seiner idealistischen Art Gefallen zu finden und hörte gerne sein Urteil über literarische Dinge — die Gefahr für Anton lag auf einem andern Gebiete. Die Schauspielerin führte ihren jungen Gönner in die für ihn neue Welt des Theaters ein, die er ausschließlich durch die Brille der Romantik sah. Mit dem Theater hängen aber in einer Großstadt vielerlei Existenzen und Berufe zusammen und Anton gab sich in seiner Unkenntnis nicht immer von ihrem moralischen Werte Rechenschaft. Nach der Vorstellung pflegten sie häufig die Souperlokale von Montmartre aufzusuchen, wo man tanzt und Champagner trinkt und die reichen Fremden ihre Banknoten lassen. Eines Abends hatten sie mit den Insassen einer Loge verabredet, einen volkstümlichen „Bal Musette“ zu

besichtigen, wo die berühmten Apachentänze im Schwange waren. In ihrer Gesellschaft befand sich ein Amerikaner, dessen Snobismus kein Ort zu gemein war und der die vornehme Welt von New York mit seinen Pariser Erlebnissen verblüffen wollte. Die beiden Schauspielerinnen, die als Führerinnen dienten, mochten sich nicht ohne männlichen Schutz in die Hinterstuben der Vorstadtkneippen begeben und wählten ihre Vertrauensleute aus entsprechendem Milieu. Anton wurde von seiner Freundin gebeten, mitzukommen, da der Amerikaner sich nur in englischer Sprache verständlich machen konnte. Von Anfang an fühlte er sich unbehaglich, die Begleiter der Mädchen hatten Gesichter, die ihm nicht gefielen. Der Ball befand sich in einem entlegenen Quartier unweit der Fortifikationen, man schritt über holpriges Pflaster durch winklige Gassen, in denen trübe Laternen brannten, schließlich durch einen dunkeln Hof, an dessen Eingang zwei bewaffnete Polizisten standen, die die Eintretenden genau musterten. Auf einem roten Transparent las Anton die in Volkskreisen für ein verbotenes Rendez-vous übliche Bezeichnung „Chez ma belle-soeur" und aus dem Innern klang ein von rauhen Kehlen begleiteter Rhythmus:

C'est la Java, la vieill' mazurka
Du vieux Sébasto! Tu es mon Julot,
Tout contre toi, serre-moi
Bien fort dans tes bras! Je te suivrai
Je ferai ce que tu voudras!..

Der Wirt schien die Begleiter der Damen zu kennen und wies ihnen ein Cabinet particulier an, von wo sie, wie er sagte, den Ball ungestört überblicken könnten. Was weiter geschah, begriff Anton nur halb. Er war einen Augenblick in das Ballokal hinutergestiegen, um die bemützten Burschen und geschminkten Faubourgdirnen, unter denen rassige Schönheiten waren, aus der Nähe zu betrachten. Plötzlich hörte er über sich ein Handgemenge und stürzende Tische; eine Idee schoß ihm durch den Kopf: der reiche Amerikaner! Er wollte die Treppe hinauf zu Hilfe eilen, aber schon fühlte er sich von einem Geheimpolizisten gepackt, der ihm mit barscher Stimme zurief: „Hände hoch!" Er wurde mit den andern zum Posten abgeführt, mußte seine Papiere vorweisen, und hatte sich dem Untersuchungsrichter zur Verfügung zu halten. Die Affäre machte Lärm, alle Zeitungen brachten detaillierte Beschreibungen und der Name des Schweizers wurde nicht verschont.

So war der junge Mann, ohne daß er eigentlich wußte, was mit ihm vorgegangen, in eine schiefe Situation hineingeraten, die für seine Zukunft schwerwiegende Folgen nach sich zog. Die Veröffentlichung seines Namens in der Gerichtspresse war in den Kreisen der Kolonie nicht unbemerkt geblieben. Seine Freunde zogen sich von ihm zurück und geschäftige Zwischenträger sorgten dafür, daß man auch in seiner Heimat von dem Skandal erfuhr. Niemand kümmerte sich um die wahrhaft geringe Schuld Antons, der seiner großstädtischen Unerfahrenheit und seinem jugendlichen Leichtsinn zum Opfer gefallen war; er hatte getan, was andere auch, aber ihm machte man ein Verbrechen daraus, weil er den guten schweizerischen Namen nicht besser gehütet hatte. Sein Prinzipal teilte ihm mit, daß er auf seine weiteren Dienste verzichten müsse, und im Helvetischen Institut bedauerte man, ihm keine neue kaufmännische Stelle vermitteln zu können, da die Beziehungen des Instituts mit den französischen Geschäftshäusern auf einem absoluten Vetrauensverhältnis fußten. Noch schlimmer tönte es ihm aus seiner Vaterstadt entgegen. Sein Onkel ließ seine Briefe erst lange unbeantwortet, und machte ihm eines Tages die Mitteilung, daß er seine Projekte über die Fortführung des Geschäftes geändert habe. Es biete sich ihm eine günstige Gelegenheit zum Verkaufe, die er benütze, um ein sorgloses Alter verleben zu können. Anton möge sich in der beruflichen und sonstigen Einrichtung seines Lebens nicht mehr durch „provinziale Ratschläge" gebunden fühlen, sondern handeln wie ihm gut dünke. Eine kleine Rente sei in einer französischen Bank für ihn ausgesetzt, die ihn vor äußerer Not während seiner Anfänge sicherstelle.

Anton Stucki besaß inneren Halt und Selbstvertrauen genug, um sich vom feindlichen Geschick nicht besiegen zu lassen. Das hatte er von dem Lande, in dem er lebte, schon gelernt, daß man nicht durch Kopfhängerei und Trübsinn die Dinge besser macht, und seine Losung hieß im Gegenteil: „Sourire au destin comme un Français de France", wie es in einem mittelalterlichen Ritterepos heißt. Sich selbst überlassen zu sein, ist für einen Menschen nur schlimm, wenn er keinen Gott hat; für unsern Schweizer hieß der Gott: Arbeit und Wille! Im Exporthause Piccard-Frères fand er eine Korrespondentenstelle, und wußte sich rasch durch seinen Fleiß und seine Kenntnisse die Achtung seiner Vorgesetzten zu erwerben, die sich um seine Privatverhältnisse nicht kümmerten. Die schweizerische Herkunft und sein offenes Wesen hatten bei seiner Anstellung das fehlende Empfehlungsschreiben ersetzt. Manchmal freilich fühlte sich Anton unter diesen fremdsprachigen Menschen, die anders dachten und anders empfanden als er, ein Einsamer, ein Heimatloser. Er erkannte unter den Kunden, die in Begleitung des Prinzipals durchs Komptor schritten, von weitem einen Landsmann an seinen Gesten, an seiner Gangart, an einem traulichen Etwas, das er nicht näher zu definieren wußte. Es war die Atmosphäre der Heimat, und Anton empfand, was Gottfried Keller in seinem unsterblichen Liede ausgedrückt hat. An patriotischen Festen schlich er sich in den großen Vereinssaal der Kolonie, um unerkannt in einer Ecke den Männerchören zu lauschen. Der Fahnenschmuck, das markige Wort des Redners, das treue Zusammenhalten der Jungen und Alten, von denen viele seit Jahrzehnten den heimatlichen Boden nicht mehr betreten hatten und doch an ihm hingen wie an ihrem köstlichsten Gute, übten eine feierliche Wirkung auf ihn, den Verbannten, aus und gaben ihm das Gefühl, daß er nicht allein in der Welt stand.

Mit den Jahren faßte Anton Fuß in dem fremden Lande. Nachdem er einmal die kritische Periode überwunden hatte, die jeder Schweizer im Auslande durchmacht und die wie eine Revolte des bisherigen Denkens und Fühlens gegen das neue Milieu ist, begann sich seine Natur den Sitten und Gewohnheiten anzupassen. Er gewann ein seelisches Verhältnis zur zweiten Heimat, die man nicht mit allen Fibern seines Wesens wie die erste, wohl aber verstandesmäßig und mit einem Dankbarkeitsgefühl lieben kann. Er ging dem französischen Geistesleben nach, lernte im Umgang mit Familien die wahren Tugenden dieses Volkes kennen, die dem nur flüchtig hinblickenden Ausländer zumeist verborgen bleiben. Er erkannte den Abstand seines früheren Umganges mit den wirklich interessanten Schichten der französischen Gesellschaft und seine Ideen wandelten sich. Er genoß nun mit echtem Verständnis das klassische Theater, und die tiefe Menschlichkeit eines Racine, die hinreißende Generosität eines Hugo und der edle Pflichtwille eines Corneille läuterten und adelten seine eigene Persönlichkeit. An einem Abend in der Comédie Française war es, wo er seine zukünftige Gattin kennen lernte, die „âme-soeur", die ihm nach dem schönen Worte Goethes von der Wahlverwandschaft der Seelen zu seiner Ergänzung bestimmt war. Sein Leben hatte die Harmonie gefunden seit Sylvia an seiner Seite die guten Geister des Landes verkörperte, das durch die Macht des Schicksals seine Adoptivheimat geworden war.

Als Exportkaufmann war er nach Frankreich gekommen, wie früher die Söldner aus seiner Heimat ihr Waffenhandwerk ins Ausland getragen haben. In dem Maße als er Waren austauschte, tauschte er gleichzeitig Ideen, Gefühle, Charaktereigenschaften aus. Sein Wirken wurde ein tätiges und nützliches Ingredienz im fremden Volkskörper. Zahlreich sind die Schweizer, die so alljährlich hinausziehen in die Welt, ihre Tüchtigkeit dem begehrlichen Auslande verschenkend. Sie sind der Heimat nicht völlig verloren, denn durch das Beispiel ihres Charakters mehren sie das Ansehen des schweizerischen Namens in ihrem kleinen Wirkungskreise, wie die geistige und industrielle Rolle der Schweiz im Leben der Nationen Achtung verbreitet.